

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 8. November 1895.

Seitener Druckerei Berlin SW, Fernbachstraße 3

Telegramme.

Wundstich, 8. Nov. Der Westfälische Arbeiter...
Paris, 8. November. Im Hafen von Havre...
Paris, 8. November. Der Fabrikdirektor...
Paris, 8. November. Vier Personen...
Glasgow, 8. November. Die Maschinenbauer...

Deutsches Reich.

Der Kaiser unternahm gestern früh einen Spazierritt...
* Gegenläufigen Nachrichten gegenüber...
* Die Angelegenheit der Militärärztl.-Reform...
* Ob es dann aber möglich sein dürfte...

Darkle Gentleman.

(Aus der englischen Diewelt.)
Die Agenten von Scotland Yard...
Der Fall ist ein 'Schulfall' der englischen Kriminalität...

könnten. Dazu finde sie ausgedehnt von...
* Gegenläufigen Nachrichten gegenüber...
* Die Angelegenheit der Militärärztl.-Reform...

in Vorklag gebracht ist, so wird ein solches...
* Die Hamburger Nachrichten...
* Ein sozialdemokratischer Konsumverein...

einer Gesellschaft zu trennen. Die Korruption...
Der Fall ist ein 'Schulfall' der englischen Kriminalität...

Parlamentarisch.

Der Reichstagsabg. für Rheinl.-Bunzlau, Oberlandesgerichtsrath Schmidt in Breslau, soll nach einer Breslauer Meldung der „N. M.“ beabsichtigen, mit Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter sein Mandat nicht zu erneuern. Schmidt ist 63 Jahre alt, gehört dem Reichstage seit 1864 an und ist Mitglied der Freiwirtschaftlerpartei.

Haffan, bin Omari, der Freund Eugen Richters.

Der durch den Tod des für seine Freunde zu früh gebliebenen afrikanischen Händlers Haffan vermalte Haffan bin Omari hat seinen Namen Richter in Breslau, soll nach einer Breslauer Meldung der „N. M.“ beabsichtigen, mit Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter sein Mandat nicht zu erneuern. Schmidt ist 63 Jahre alt, gehört dem Reichstage seit 1864 an und ist Mitglied der Freiwirtschaftlerpartei.

So weit also die Persönlichkeiten des freirechtlichen Afrikaneers in Betracht kommt, zieht uns Rechts- und Billigkeitsgefühl auf die Seite des Berliner Professors. Nicht ganz so einseitig sind wir, wenn Herr Richter in der „Freiwirtschaftlichen Zeitung“ sagt: „Was hat nur der ganze Streit um Haffan für einen Zweck? ...“

Heer und Marine.

Kaisersmann beim IV. Armeekorps. Die Schiffschiff-Regierung schreibt: „Wie schon vor einiger Zeit vermeldet, sollen im kommenden Jahre beim V. u. IV. Armeekorps Kaisersmannen stationiert werden.“

Personalnachrichten.

Dem praktischen Arzt, Sanitäts-Rath Dr. Wagner in Naumburg a. S. ist der Charakter als Geheimer Sanitätsrath verliehen worden. ... Prof. Dr. Schipper, der ältesten und verdienstvollsten Händlungs der Provinz Westfalen ist im hohen Alter von 86 Jahren gestorben.

Jagd und Sport.

Auf der Jagd erschossen wurde vorgelesen in Vöfelen (Niederbayern) der Lieutenant Nummer von dem Gutsrith Baron. ... Der Stein fiel aus wie eine faulige schwarze Kugel und wog genau 660 G., das ist also 300 Raatig. Er wurde am 15. Juli d. J. in der brasilianischen Provinz Bahia gefunden.

Aus Nah und Fern.

Ein schwarzer Diamant von ungewöhnlicher Größe ist, wie das Zeug. ... Wieder ein Spion (?) in Frankreich gefangen. Unter dem Verdachte, Spion zu sein, wurde in einer Stadt im Südwesten Frankreichs eine Personlichkeit verhaftet, die mit Paris verknüpft war. ... Ein Kindermörder wurde in Langenberg bei Waburg verhaftet.

Gallische Kolonialnachrichten vom 8. November.

In den bevorstehenden Tagen werden die Besatzungen der Magasin in vorliegender Nummer eine Bekanntmachung, auf die wir hierdurch ganz besonders aufmerksam machen.

Aus der Provinz Sachsen und ihrer Umgegend.

Gasse a. S., 7. November. (Verhörer A. M.) ... Aus der Provinz Sachsen und ihrer Umgegend. ... Die Besatzungen der Magasin in vorliegender Nummer eine Bekanntmachung, auf die wir hierdurch ganz besonders aufmerksam machen.

Stenographisch nach einem Lehrer als Bemerker auf, der aus ... 100 Kilogramm ... 22,00 ... 20,50 ... 3,25 ...

1) Sonntag, 7. November. (Der Landtag) nahm einen Antrag betreffend Erhöhung des Preises der Waagenladung auf 40 Centner und das Gesetz über Nachsteuerung an. ... 9 Kinder, ... 23 Stellen, ...

1) Dresden, 7. Novbr. (Ein persischer Raubmord) wurde im nahen Söbtau verübt. ... 107 Schüler, ... 1528 Schilf, ...

Wasserschände (+ bedeutet über, - unter Null). ... 7. November: Wollig, Nebel, kalter, Sturzwind an den Küsten.

Table with 5 columns: Stadt, 7. November, 8. November, Sal., Wagg. ...

Volkswirtschaftlicher Teil.

fr. Wülfberg a. S., 7. November. Die Generalversammlung der Aktien-Gesellschaft W. A. S. a. B. ... Die in Alto zu versammelnden Hochfelder-Fabrikanten Deutschlands haben folgende Resolution gefasst: ...

Hallescher Courier.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung.

Nr. 263.

Hallesche a. S., Freitag, den 8. November

1895.

[Nachdruck verboten.]

Hand und Ring.

Criminalroman in drei Büchern von
H. R. Green.

25]

Die Verhandlung begann. Nachdem feststand, daß Frau Klemmens um drei Minuten nach zwölf bewußlos und blutend in ihrem Eßzimmer am Boden liegend gefunden worden sei, galt es, den Zeitpunkt zu ermitteln, wann die Mordthat geschehen sein könne.

Ein Murren der Ueberraschung lief durch die ganze Versammlung, als Drkutt mit lauter Stimme Valerian Hildreth als Zeugen aufrief.

Schnell war Ferris aufgesprungen. „Sie können doch unmöglich einen Mann als Zeugen vernehmen wollen, der selbst, wie Sie wissen, dieses Verbrechen verdächtig gewesen ist und deshalb bereits längere Zeit in Untersuchung gewesen hat. Denken Sie etwa Ihren Klienten dadurch vom Galgen zu retten, daß Sie jenem den Strick um den Hals legen?“

„Ich lege Niemand den Strick um den Hals“, war Drkutt's kaltblütige Erwiderung. „Dies Vorrecht gebührt nicht dem Verteidiger, sondern dem Ankläger, Herr Bezirksanwalt.“

Mit unmuthiger Geberde nahm Ferris seinen Sitz wieder ein, während Hildreth zögernden Schrittes herbeikam. Seine verfallenen Züge, sein fränkliches Aussehen, der Verband, den er noch um den Hals trug, machten ihn zum Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Scheu wich er den Blicken der Menge aus, in seinem Anlitze, das sich mit plötzlicher Gluth übergoß, wechselten Scham und ohnmächtige Wuth, seine ganze Erscheinung war völlig dazu angethan, Mißtrauen und Berachtung einzufloßen.

Von dem Zeugen, der in unmännlicher Haltlosigkeit vor Richter und Geschworenen stand, schweifte Byrds Auge zu dem Gefangenen hinüber, der ruhig und gefaßt dasaß, ein Bild stolzer unerschütterlicher Selbstbeherrschung. Warum Drkutt die beiden Männer hier zusammenbrachte, war dem Detektiv leicht verständlich. Der Vergleich zwischen ihnen, zu dem sich Jeder unwillkürlich veranlaßt sah, mußte auf den Geschworenen eine entscheidende Wirkung üben. Selbst wenn Hildreth's Zeugniß der Verteidigung keinerlei Nutzen brachte, so war doch seine bloße Gegenwart ein Meisterstück kluger Berechnung von Seiten Drkutt's gewesen.

„Er hält Hildreth für den Mörder oder will wenigstens bei Andern den Glauben erwecken, daß er es ist.“ war der Schluß, zu welchem Byrd gelangte.

Der Zeuge leistete den Eid, sein Verhör begann. Welches auch Drkutt's Gesinnung gegen Hildreth sein konnte, er behandelte ihn mit Achtung und großer Rücksicht. Seine Fragen schienen einzig und allein die Feststellung der Thatfache zu bezwecken, daß Hildreth am dem Morgen, als die Mordthat verübt wurde, im Hause der Wittve anwesend war und sie noch wenige Minuten vor zwölf Uhr lebend gesehen und mit ihr gesprochen hatte.

Daß er das Haus nicht vor dreiviertel auf zwölf betreten haben könne, ergab sich aus dem Zeugniß von Frau Denton, der Nachbarin, deren Kinder bis zu dieser Zeit vor der Thür gespielt hatten, sowie aus Hildreth's eigenen Aussagen. Angenommen, die Dauer seiner Unterredung habe auch nur fünf Minuten betragen, so mußte die Wittve noch um zehn Minuten vor zwölf am Leben gewesen sein.

Das Kreuzverhör, welches Ferris darauf anstellte, war scharf, aber kurz; der Bezirksanwalt hütete sich wohl, Hildreth zu Angaben zu veranlassen, bei denen man sich hätte fragen müssen, warum nicht der Zeuge statt des Gefangenen auf der Anklagebank säße.

Hildreth war abgetreten und die Verteidigung beschäftigte sich nunmehr mit der Frage, ob der Nachmittagszug, mit welchem Mansfell, wie bereits festgestellt, von der Station am Steinbruch

nach Buffalo abgefahren war, an jenem Tage Verpätung gehabt habe. Das Zeugniß des Bahnwärters, daß der Zug zur fahrplanmäßigen Zeit um ein 2 Uhr 20 Minuten abgegangen sei, wurde noch durch ein Telegramm bestätigt, das dem Bahninspektor in Monteith die Ankunft des betreffenden Zuges gemeldet hatte.

Nachdem auch dieser Beleg geprüft worden war, galt für erwiesen, daß erstens der Mordanschlag nicht früher als 10 Min. vor 12 Uhr erfolgt sein könne und daß zweitens der Gefangene sich um 1 Uhr 20 Minuten auf dem Bahnhof am Steinbruch befunden habe.

Zunächst ging man nun an die Beschreibung des Pfades, auf welchem sich vom Hause der Wittve aus die Station erreichen ließ. Eine Karte, ähnlich die der von Byrd gezeichneten, die ein Feldmesser genau an Ort und Stelle aufgenommen hatte, wurde den Geschworenen vorgelegt. Dann sollte ein wohlbekannter Newyorker Athlet und Schnellläufer über die auf dem Wege zu überwindenden Schwierigkeiten Bericht erstatten.

Bisher hatte Byrd der Verhandlung mit größter Aufmerksamkeit zugehört, jetzt ward er zerstreut und seine Augen wanderten häufig nach der Thür. Er hatte den Zug pfeifen hören, welchen Hickory zur Rückfahrt nach Sibley benutzen wollte und erwartete mit Ungeduld seinen Kollegen eintreten zu sehen. Merkwürdiger Weise begegnete er dabei öfters den Blicken Drkutt's, der gleichfalls die Eingangsthür zu beobachten schien.

Was der New-Yorker Sachverständige aus sagte, war Folgendes:

„Das erste Mal habe ich die Strecke in 120 Min. zurückgelegt, das zweite Mal in 115 Minuten; ich gewann fünf Minuten, weil mir der Weg bekannt war und ich meine Kräfte sparte, wo es anging. Zu dem dritten Lauf brauchte ich jedoch drei Minuten mehr, als das erste Mal. Der Holzweg war nämlich vom Regen aufgeweicht und ich blieb bei jedem Schritt im Schlamm stecken. Es ist mir also nicht möglich gewesen in weniger als 115 Minuten an das Ziel zu gelangen.“

Ein Murren der Befriedigung ging durch den Saal. Die Zeit, welche dem Gefangenen bis zur Abfahrt des Zuges nach Buffalo zur Verfügung gestanden haben, betrug nur neunzig Minuten.

Ferris begann das Kreuzverhör:

„Haben Sie den ganzen Weg drei Mal zu Fuß zurückgelegt?“

„Ja, vom Hause der Wittve bis zur Station.“

„War das nöthig?“

„Bis zur Landstraße jedenfalls. Der Pfad durch den Wald ist so schmal für ein Pferd und der Holzweg, der breit genug wäre, so uneben, daß ein Reiter unfehlbar Hals und Beine brechen müßte.“

„Auch auf der Straße jenseits der Brücke sind Sie gelaufen?“

„Ja, alle drei Male, so schnell mich meine Füße tragen wollten!“

Hier trat Drkutt dazwischen.

„Warum thaten Sie das? Der Bahnwärter hat bestimmt ausgesagt, er habe den Gefangenen auf der Landstraße gehen sehen?“

„Es kam mir darauf an, Zeit zu gewinnen,“ lautete die Antwort.

„Und Sie brachten so lange, obgleich Sie diesen Vortheil voraus hatten?“

„Ich war nicht im Stande schneller anzukommen.“

Der zweite Schnellläufer, der nun an die Reihe kam, stimmte in seinem Bericht fast genau mit dem ersten überein. Durch Aufbietung aller Kräfte war es ihm gelungen, die Strecke einmal in fünf Minuten weniger, als sein Kollege, zu durchlaufen. — Während seines Kreuzverhörs er schien endlich Hickory in der Thür. Als er Byrds Blick erwartungsvoll auf sich gerichtet sah, schüttelte er niederschlagend den Kopf. Offenbar war sein Verjud mißlungen. Daß Drkutt sie beobachte, merkten die beiden Detektive nicht, sonst hätte Hickory wohl seine Gefühle für sich behalten.

Sobald er in Byrds Nähe gelangen konnte, flüsternte er ihm zu: „Es war nichts damit. Weniger als 105 Minuten bringe ich nicht heraus und ich habe das Mögliche gethan. Es sind noch fünfzehn Minuten zu viel — aber nur wenn ich Flügel hätte, die mich über den Fluß trügen, würde ich kürzere Zeit brauchen.“

„Immerhin haben Sie die beiden Schnellläufer übertroffen und ihnen fünf Minuten abgewonnen.“
„Das ist mir lieb, ändert jedoch an der Hauptsache nichts.“ fuhr Hickory im Flüsteren fort. „Mir schien übrigens, als würde ich beobachtet. Ein Mensch war in Frau Klemmenss Haus versteckt, ein anderer lungerte an der Station herum; sie haben gewiß den Moment meines Abgangs genau notirt. Der zweite Aufpasser schickte eine Depeche ab und kam auf demselben Zug mit mir zurück. Drkutt muß wirklich ein Gezenmeister sein, daß er erfahren hat —“

Hickory fuhr zusammen — eine laute, befehlende Stimme hatte seinen Namen genannt. Als er aufblickte, sah er das Auge des Verteidigers von der andern Seite des Gerichtssaals her auf sich gerichtet. Drkutt hatte ihn als Zeugen aufgerufen.

„Donnerwetter!“ brummte Hickory mit einem bedeutungsvollen Blick auf Byrd. Dann folgte er der unerwarteten Ladung.

30. Kapitel.
Hickory.

Es war nicht das erste Mal, daß Hickory im Laufe der Verhandlung vor dem Gerichtshof erschien. Auch unter den Belastungszeugen hatte er eine Rolle gespielt, seine unverwundliche Laune, sein derbes Wesen und festes Auftreten war allen Anwesenden wohl bekannt. Was aber wollte der Verteidiger von ihm? Welchen Vortheil versprach sich Drkutt von seinem Zeugniß.

„Sagen Sie dem Gerichtshof gefälligst, wo Sie heute gewesen sind, Herr Hickory,“ lautete des Rechtsanwalts Anrede.

Der Zeuge schien zu überlegen, er sah, wie um Entschuldigung bittend, zu Ferris hinüber, dann erwiderte er mit zuversichtlicher Miene: „An vielen verschiedenen Orten —“

„Sie wissen recht gut, was ich meine,“ unterbrach ihn Drkutt. „Wo waren Sie zwischen elf Uhr und dreiviertel auf eins?“ er blickte auf ein Blatt Papier, das er in der Hand hatte.

„Zu der Zeit,“ war Hickorys Antwort, „hielt ich mich nirgends dauernd auf; ich war unterwegs von Sibley nach der Zwischenstation vor Monteith, mit der Absicht, dort schneller anzukommen als andere Leute und die Verteidigung über den Haufen zu werfen.“

„Ah so — und wer veranlaßte Sie zu diesem Unternehmen?“

„Einer meiner Freunde, auch so eine Art Geheimpolizist.“

„Wann und wo, that er das?“

„Nach Ihrer gestrigen Rede; wir verabredeten es in dem Gasthaus, wo mein Freund und ich eingekehrt sind.“

„Unternehmen Sie den Versuch nicht im Auftrag des Bezirksanwalts?“

„Nein, er wußte nichts davon.“

„Wer kannte denn Ihren Plan?“

„Mein Freund.“

„Sonst Niemand?“

„Da ich hier als Zeuge aufgerufen werde, scheint mir doch noch Jemand darum gewußt zu haben,“ lautete Hickorys schlaue Erwiderung.

Drkutt biß sich auf die Lippen.

„Sind Sie im Wettlauf so geübt, daß Sie glauben, es darin mit Schnellläufern vom Fach aufnehmen zu können?“

„Ja, ich besaß die Dreistigkeit, mir dies einzubilden.“
„Und wollten Sie damit den Beweis liefern, daß es möglich sei, die Strecke in 90 Minuten zurückzulegen?“

„Das hatte ich mir vorgelegt.“

„Wollen Sie uns gefälligst sagen, welchen Weg Sie von Frau Klemmenss Haus bis zu der Station vor Monteith einschlugen?“

„Ich ging durch den Wald, über die Brücke und auf der Landstraße — ich kenne keinen andern Weg.“

„Und diesen kannten Sie so genau, daß Sie keinen Umweg gemacht haben, auch unterwegs nicht durch Zweifel aufgehalten wurden?“

„Ja, denn ich hatte ihn schon früher zurückgelegt.“

„Was thaten Sie, als Sie an den Fluß kamen?“

„Ich wandte mich rechts, bis ich die Brücke erreichte.“

„Suchten Sie nicht erst auf andere Weise über den Strom zu kommen?“

„Nein. Schwimmen konnte ich nicht, ohne mir die Kleider naß zu machen und meine Flügel hatte ich leider zu Hause gelassen.“

Drkutt runzelte die Stirn. „Ihre Späße sind hier schlecht angebracht,“ sagte er. „Sind Sie den Rest des Weges gelaufen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich war zu müde.“

„In welchem Tempo sind Sie dann vorwärts gekommen?“

„So schnell als vier Pferdebeine laufen können,“ lachte Hickory, „ein Fuhrwerk kam daher und ich sprang hinten auf.“

„Sie sind also einen Theil des Weges gefahren — wie weit, wenn ich fragen darf?“

„Bis der Bahnhof in Sicht kam.“

„Und warum nicht weiter?“

„Weil man mir gesagt hatte, daß der Gefangene auf der Landstraße gegangen sei. Ich wollte keinen unbilligen Vortheil vor ihm voraus haben.“

„Und war es billig, daß Sie ein Fuhrwerk benützten?“

„Ja, denn Niemand hat gesagt, daß er es nicht auch gethan hat.“

„Haben Sie Beweise, daß er es that?“

„Nein.“

Hier sah Byrd, welcher den Gefangenen mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete, ein verächtliches Lächeln über seine Züge gleiten. Drkutt setzte das Verhör fort.

„Herr Hickory,“ sagte er, „können Sie versichern, daß Sie den Weg mit aller Geschwindigkeit zurückgelegt haben, die Ihre Kräfte gestatteten?“

„Keineswegs.“

„Und warum nicht?“

„Nun, ich fürchtete mir den Hals zu brechen; der Pfad ist so uneben, daß man auf Schnelligkeit verzichten muß, will man mit heilen Gliedern davon kommen.“

„Aber sind Sie so schnell gelaufen als Sie vermochten, wo dies möglich war?“

„Ja, mit Windeseile.“

„Wollen Sie nun dem Gerichtshof sagen, wie viele Minuten Sie gebraucht haben, um von Frau Klemmenss Thür nach der Station vor Monteith zu gelangen?“

„Nach meiner Uhr genau hundert und fünf Minuten.“

„Und wissen Sie in wieviel Zeit die beiden Schnellläufer den Weg gemacht haben?“

„Sie haben fünf Minuten länger gebraucht als ich, wie mir gesagt wurde; aber das kommt auf dasselbe heraus — es sind noch immer fünfzehn Minuten zu viel.“

Fortsetzung folgt.

Unsere Dienstboten.

Es ist ein leidiges Capitel, jenes, das in dem mehr oder minder spannenden Romane unseres großstädtischen Lebens die Aufschrift trägt: „Unsere Dienstboten“. . . Wer kennt es nicht, dieses Capitel, über das nur unverbesserliche Optimisten, Junggesellen und jene Glücklichen, die in der Lage sind, keiner fremden Dienste zu bedürfen, mit lächelndem Gleichmuth hinweggehen oder mit einem Achselzucken, das deutlich besagt: „Ach ja, ich habe schon davon gehört, aber was geht mich die Sache eigentlich an?“ Das sind die Leute, die sich vielleicht darüber lustig machen, wenn zwei Frauen nach der ersten Begrüßung

das Gespräch mit der gegenseitigen Frage beginnen: „Was für ein Mädchen haben Sie? Sind Sie mit ihr zufrieden?“ Darüber zu spotten, ist wirklich recht wohlfeil, und ich muß gestehen, daß ich geneigt bin, alle diejenigen für sehr oberflächliche Naturen zu halten, die für diese ewig sich wiederholenden Erkundigungen nichts Anderes haben als ein Nasenrumpfen oder ein überlegenes Lächeln.

Es fällt mir nicht ein, unsere Frauen gegen den in solchem Verhalten liegenden Verdacht der Geistesbeschränktheit in Schutz zu nehmen, gegen den Verdacht, daß sie völlig aufgehen in den immerhin kleinlichen Angelegenheiten ihres Haushalts, ihrer Küche. Wer sie kennt, der weiß es, daß sie Vorwürfe dieser Art auch



nicht im Entferntesten verdienen; daß sie, um einen volksthümlichen Ausdruck anzuwenden, „weiter sehen, als die Nase reich“; daß ihre Interessensphäre doch erheblich über den Kochtopf und Spüleimer hinausgeht. Deshalb verdient auch die leider so oft sich wiederholende Frage: „Was für ein Mädchen haben Sie?“ nicht sowohl Spott und Hohn als vielmehr reifliches Nachdenken. Man muß es sich klar machen, weshalb unsere Frauen das bezeichnete Wort im Munde führen, wie man anderwärts die Phrase: „Wie geht es Ihnen?“ gebraucht. In der That, die Frage nach dem Wohlergehen hat bei ihnen förmlich die andere nach dem Wohlergehen verdrängt. . . . Der Grund dafür ist leicht entdeckt: es ist eben dieselbe Frage, nur ganz scharf gefaßt, es ist keine allgemeine Phrase, die durch gedankenlosen Gebrauch um ihren ursprünglichen Werth gekommen ist, sondern eine präzise Erkundigung, in welcher Alles liegt, denn ein gutes Dienstmädchen bedeutet das Behagen im Hause, bedeutet gute Laune und Wohlergehen, während mit der Auskunft „ein schlechtes“, „ein unzuverlässiges“ ohne Weiteres ausgedrückt ist, daß man seines Lebens nicht froh werden könne und von tausenderlei Sorgen heimgesucht sei.

Der menschen- und herzenskundige Dichter Franz Grillparzer läßt in seinem „Ester“-Fragmente den allmächtigen König seiner Dienerschaft grollend zuzufen: „Ihr seid die Herren, ich bin Euer Knecht!“ — ein Wort, das tiefe Wahrheit in sich schließt und auch für die beschränkten Verhältnisse des kleinen Bürgers, des bescheidenen Haushalts zutreffend ist. Wir — ich nehme die sogenannten vornehmen Haushaltungen aus, wo Herrschaft und Dienerschaft eine unübersteigliche Kluft trennt — wir sind von unserer Dienerschaft wahrhaftig abhängiger als sie von uns, und unsere Frauen sind schon außerordentlich zufrieden, wenn sie nur das Glück gehabt haben, ein williges Mädchen zu finden, das sie sich erst mühsam „anlernen“ müssen. Ein „gutes“ Dienstmädchen erfreut sich der Achtung der Hausfrau und der ganzen Familie, und ehe man es scheiden sieht, entschließt man sich gern zu Lohnerhöhungen, die vielleicht mit dem Einkommen der „Herrschaft“ schwer in Einklang zu bringen sind.

Es ist gar keine Frage, daß in Halle gutes Dienstpersional vorhanden ist. Aber selbst aus dem minder guten ließe sich brauchbares heranbilden, wenn dem nicht Verschiedenes im Wege stände.

Ich schiebe die Schuld an dieser unerfreulichen, die Haushaltungen und die Dienstsuchenden in gleicher Weise schädigenden Erscheinung Leuten zu, die ein Interesse daran haben, daß der Dienstoffwechsel ein möglichst häufiger sei — gewissen privaten Dienstoffvermittlerinnen. Es ist das ein schwerwiegender Vorwurf — dessen bin ich mir vollkommen bewußt, — und um nicht mißverstanden zu werden, füge ich gleich hinzu, daß dieser Vorwurf die bekannten großen Institute, welche mit der Dienstvermittlung sich beschäftigen, nicht treffen kann. Wen ich im Auge habe, daß sind jene Frauen, die durch verschiedene Anpreisungen einerseits bei den Herrschaften den Anschein erwecken, als wäre bei ihnen tatsächlich das allerbeste Dienstpersional angemeldet, andererseits bei den Dienstsuchenden, als warteten gleich die feinsten, die reichsten Familien, um ihnen sofort ein sorgenfreies Dasein mit recht wenig Arbeit, häufigen Ausgehungen und dem sonstigen „Comfort der Neuzeit“ zu bereiten. Aber diese Bureau freudigen Herzens aufsucht, um hier sein „Ideal von Mädchen“ zu finden, der wird, wenn er scharfer zuseht, gewöhnlich sehr bald enttäuscht sein. In den meisten Fällen denkt die Vermittlerin gar nicht daran, unter den Dienstsuchenden irgend eine strenge Auswahl zu treffen, um den Herrschaften mit dem versprochenen „besten“ Personal aufzuwarten, sondern die geschäftsführende Dame hat nur den Zweck, recht schnell eine Eingung herbeizuführen. Zu diesem Zweck nimmt sie mit großer Zungenfertigkeit einerseits das Mädchen gegen die schlechten Zeugnisse im Dienstbuche der neuen Herrschaft gegenüber in Schutz, während sie andererseits diese in des Mädchens Augen nach Kräften herausstreicht, wofür dann, wenn das Geschäft glücklich zu Stande kommt, Hausfrau und Mädchen je einen Thaler zu erlegen haben.

Zumeist sind beide Parteien von einander enttäuscht, da sie nicht das finden, was sie erwartet haben, und die Klübnigung erfolgt häufig sofort. Hat man aber zufällig ein gutes Mädchen gewählt, so ist das kein Verdienst der Vermittlerin, und vielleicht sieht sie es nicht einmal gern, denn in ihrem Interesse liegt es, einen möglichst großen „Umsatz“ zu erzielen, und an einem Mädchen mit „kurzen Zeugnissen“ verdient sie bei der herrschenden Dienstoffnot mehr als an einem, das in seiner Stellung längere Zeit verbleibt.

Es ist Regel, daß solche Mädchen von dem „Bureau“ von

Zeit zu Zeit durch Briefe erfreut werden, mit der Anfrage, ob sie nicht eine neue, bessere Stellung annehmen möchten, wie es andererseits vorkommt, daß andere Mädchen förmlich unterrichtet werden, vor Abschluß eines Engagements, alle Fragen der Hausfrauen nach Kenntnissen und Fähigkeiten in bejahendem Sinne zu beantworten. „Wenn es Ihnen dort nicht paßt, können Sie ja wieder kommen“, schließen diese freundlichen, mit einem Augenzwinkern gegebenen Lehren, welche ganz wesentlich mit dazu beitragen, daß das Kapitel „Unsere Dienstmädchen“ ein so unmeidliches geworden ist.

Freilich, wie ich schon sagte, es giebt gute Dienstmädchen in Halle, es giebt auch geradezu „Ideale“ unter ihnen. Wenn ich nicht wüßte, — das Geschichtchen, das uns im vergangenen Sommer von einer Leserin mitgetheilt wurde, würde mir's beweisen. Das Geschichtchen aber ist folgendes.

Die verwittwete Frau Geheimsekretair W. in der N.-Str. hatte bis jetzt jeden Sommer mit ihren Kindern eine kleine Erholungsreise nach einem Ostseebade gemacht, während welcher Zeit sie ihrem schon seit mehreren Jahren bei ihr in Diensten stehenden Mädchen Luise regelmäßig gestattet hatte, zu ihren in der Nähe Halles wohnenden Eltern, gut situirten Bauersleuten, zu reisen. In diesem Sommer nun sah sich Frau W. aus pekuniären Rücksichten veranlaßt, auf die gewohnte Sommerfrische zu verzichten. Als sie ihrer Luise hiervon Mittheilung machte, wollte diese aus den Wolken fallen, und es war gerade kein berückend lebenswürdiger Ton, in dem sie erwiderte: „Aber Frau Sekretair'n, das kann doch nicht Ihr Ernst sind? Das können Sie ja überhaupt gar nicht aushalten. Den ganzen Sommer hier zu Hause zu sitzen und zu schwitzen?“ Na, das lassen Sie nur ruhig meine Sorge sein, Luise,“ bemerkte Frau W. „Mit dem Schwitzen ist es übrigens nicht halb so schlimm, wie Sie's machen. Ich habe auf dem Lande oft weit wehr ausgehalten als hier auf unserm schattigen Balkon und in den lustigen kühlen Zimmern. Jedenfalls geht es nicht anders; es kostet zu viel und“ — „Ja, aber Frau Sekretair'n“ — „Nun?“ — „Klang es etwas scharf zurück. Herjott nee, det is aber doch wirklich“ — „zichte Luise jetzt auf und fuhr wie eine Brandratete zur Thür hinaus an den häuslichen Herd, wo sie mit Töpfen und Tiegeln berart geräuschvoll verfuhr, daß Frau W. nicht umhin konnte, ihrem sonst ganz herrlichen Mädchen eine gehörige Standrede zu halten. Da — am dritten Pfingstfeiertag erbat sich Luise bei ihrer Herrschaft eine kurze Unterbrechung unter vier Augen. — „Nun, Luise, Sie wollen mir wohl den Dienst aufsagen von wegen der nicht stattfindenden sommerlichen Erholung?“ — „Nee, nee, Frau Sekretair'n, det ja nu nich. Aber seh'n Se mal, Frau Sekretair'n, hier is nämlich mein Sparfassenbuch über 200 Märker und“ — Luise bekam etwas in die „unrechte Kehle“ und räusperte sich mehrmals vernehmlich. — „Ihre Sparjamkeit ist ja sehr löblich, Luise“, half Frau W. ein; „aber möchten Sie sich nicht etwas deutlicher ausdrücken und sagen, was Sie eigentlich wollen?“ — „Ja, Frau Sekretair'n, ich wollte man sagen, indem es doch nu immer, solange ich bei Ihnen bin, schon so war; und daß es mir so leid thut, daß es nu diesmal nich so sein soll, und ich ja auch wegen meiner nich nich den ganzen Sommer so abextern möchte und gar keine Mußestunden nich haben soll, und da wollte ich Frau Sekretair'n nu so sehr jern'n bischen unter die Arme greifen und die lumpigen 200 Märker ihr vorstrecken, die ich jar nich nötig hab, damit daß wir alle unsere Erholung nich zu entsagen brauchen und“ — hier schnappte Luise vor Kühlung über, und Frau W. konnte in diesem feierlichen Momente nichts weiter thun, als abwinken.

Ob die Frau Sekretair W. den Vorschlag der braven Luise davon haben wir leider nichts erfahren.

Allerlei.

Die Unsicherheit in Petersburg hat, wie man von dort schreibt, in letzter Zeit sehr überhand genommen, sodas nicht nur Frauen, sondern auch Männer Bedenken tragen, zu vorgerückter Stunde sich auf weniger belebte Straßen zu wagen. Ein vor kurzem ausgeführter Raubansfall hält noch jetzt die Bevölkerung der Residenz in Athem. Die begleitenden Umstände dieser That sind so räthselhaft, daß die Betroffenen sowohl als die Polizei vergebens nach einer Erklärung suchen. Maskirte Männer drangen nämlich des Nachts in die Wohnung einer jungen Dame Namens Katharina Sawrityh, welche drei Zimmer in der ersten Etage des Seitenflügels eines großen Hauses inne hat. Als die Dame aus dem Schlafe erwachte, erblickte sie zu ihrem nicht geringen Schrecken

zwei vermummte Männer vor ihrem Bette, von denen der Eine ein Talglicht in der Hand hielt, der Andere aber ein langes Messer. „Wo befindet sich das Geld?“ fragte der Eine der Räuber im Flüsterton. Die Uebersallene war starr vor Schreck; erst nach einiger Zeit nannte sie den Ort, wo sie ihre Barschaft aufzubewahren pflegte, und lieferte ihre Schlüssel aus. Jetzt schlepften aber die Raubgesellen ihr Opfer aus dem Bette und banden es, nachdem sie ihm die Hände gefesselt hatten, mit einem Strick an das Lager. Sie entnahmen hierauf 85 Rubel baares Geld und für circa 400 Rubel Wäsche den Spinden und Kommoden und entfernten sich ebenso leise wie sie gekommen war. Die Dame bewohnte nicht allein ihr Quartier. Neben ihrem Schlafzimmer befand sich, nur durch eine dünne Wand von ihr getrennt, ihr Miether Schadurski, während im dritten Zimmer der Bruder Schadurski's schlief, ein Jüngling von 20 Jahren. Außerdem hält sich Fräulein Sawigky zur Bewachung der Wohnung zwei Hunde. Aber weder schlugen die Hunde an, noch hatten die Brüder Schadurski vom ganzen Vorgang etwas gehört. Erst nachdem die Räuber sich entfernt hatten, hörte Schadurski das leise Stöhnen seiner Wirthin, eilte in ihr Zimmer und befreite sie von ihren Fesseln. Als er hierauf Lärm schlug, die Nachbarn herbeieilten und auch die Polizei an Ort und Stelle erschien, war von den Räubern keine Spur mehr zu entdecken.

Der Aberglaube veranlaßt bekanntlich viele Personen selbst der gebildeten Stände, unter besonderen Umständen aufgefundenen Gegenstände aufzubewahren oder wohl gar als „Sympathiemittel“ oder dergl. zu gebrauchen; als Beispiel erinnern wir nur an das weitverbreitete Annageln von Nuseisen an die Schwelle der Wohnungstür. In ländlichen Kreisen findet man erklärlicher Weise diese Sitten und Gebräuche noch weiterbreitet. Neben Sprüchen, Jahreszahlen und allerhand wunderlichen Zeichen über den Hausstufen oder an den Scheunen und Stallungen der Bauernhöfe, sehen wir öfters an den Giebeln und Dachstößen wunderliche, seltsamartige Schnitzereien angebracht. In verschiedenen Gegenden Deutschlands werden nicht selten in älteren Häusern vorgezeichnete Striebeleiste aufgefunden, die ihr Vorhandensein in demselben auch dem Aberglauben verdanken. Wie wir einem Artikel in der illustrierten Familienzeitschrift „Univerſum“ (Dresden) entnehmen, werden diese Steinbeile auch Donnerkeile genannt, verschiedenlich als geheimnißvoller Schutz gegen Blitzegefahr angesehen, und deshalb unter dem Dach an dem Sparren befestigt oder in das Haus eingemauert; oder sie werden als Hilfsmittel gegen Krankheiten benutzt, indem man einen Theil von dem Steine, welcher meist Kiesel-schiefer ist, abschabt und den Kranken als Pulver eingiebt.

Ein seidenes Kleid: das Entzücken und der Wunsch eines jeden Badfischchens — das notwendige Attribut einer Braut — das zeitweilige Bedürfnis jeder Ehefrau und dabei — der Schrecken jedes Vaters und Gatten! Ja, es heißt bei solchem Wunsch etwas tiefer in den Geldbeutel fassen als gewöhnlich; denn unter völliger Nichtachtung eines bekannten Sprichwortes sind die kleinen Geschöpfe, welche uns das Material für die genannten Kleidungsstücke liefern, trotz ihrer Gefräßigkeit so langsame Arbeiter, daß es leider nicht möglich ist, jeden Tag ein seidenes Kleid vom Maulbeerbaum nur herunterzunehmen zu brauchen, wie dies einstmals Nischenbrödel thun durfte. Wie wir einem Artikel in der illustrierten Familienzeitschrift „Univerſum“ (Dresden) entnehmen und wohl zur Beruhigung vieler Männer mittheilen dürfen, ist es endlich nach vielen Versuchen gelungen, künstliche Seide herzustellen, die, was die Schönheit des Glanzes und Haltbarkeit anbetrifft, wohl mit der Maulbeerseide konkurriren kann. Der Grundstoff des Kunstprodukts ist Cellulose, die entweder mit Salpeter oder Schwefelsäure behandelt wird; nur der Feuergefahrlichkeit der letzteren Substanzen wegen ziehen der vorläufigen Einführung dieser Kunstseide Bedenken entgegen, während der bedeutend billigere Herstellungspreis eine schnelle Einführung von vornherein sichern würde.

Ein Doroskop. Nach dem Eintritt des Abg. Guineise in das Cabinet Bourgeois hat der Pariser „Figaro“ diesem nochmals das Doroskop gestellt. Das erste hatte die Frage nach der Lebensdauer des Ministeriums mit den Worten „un seul mois“ beantwortet, das zweite fällt ähnlich aus:

- Bo U rgeois
- Cavaig N ac
- Co M bes
- Lochr O y
- Guyot-Dessa I gne
- Mo S ureur
- Ricar D
- Donn E r
- V iger
- Gu I eyss
- Berth E lot

Un mois de vie, ein Dasein von einem Monat — es ist zu vermuthen, daß auch dieser Traktspruch nur die obere Grenze der Lebensfähigkeit des Cabinets Bourgeois angiebt, die es thatsächlich gar nicht erreichen dürfte.

Ein kleiner „Reinfall“ ist jüngst einem Böttchermeister in G. passiert, als er von dem dortigen Amtsgerichte als Zeuge geladen war

Die übliche Zeugengebühr von 1,50 Mark wies er mit Entrüstung zurück, indem er erklärte, er habe einen halben Tag veräumt. Da er 10 Mark täglich verdiene, habe er rechtlich 5 Mark Entschädigung zu beanspruchen. Er erhielt das Geld auch ausgehahlt. Der bindende Bote in Gestalt eines Schreibens der Steuerbehörde, worin dem Böttcher mitgetheilt wurde, daß, da er nach eigener Angabe 10 Mark täglich verdiene, seine Steuereinschätzung von den bisherigen 1500 Mk. auf 3650 Mk. erhöht worden sei.

Inm Büchertisch.

— **Rittmeister Brand**, die neueste Erzählung von Marie von Eber-Eichenbach, gelangt im Novemberheft der „**Deutschen Rundschau**“ (Verlag der „Deutschen Rundschau“ Berlin W., Lützowstr. 7) zum Abschluß. Auch die neue Ausgabe aus Gottfried Kellers Briefen von J. Baechtold wird in diesem Heft zu Ende geführt. Neu beginnen Erinnerungen aus der Jugendzeit von Julius Rodenberg, in denen das Andenken Heinrichs Marschner's durch die Mittheilung persönlicher Eindrücke geehrt wird, und die uns in ihrem warmherzigen Ton ebenso zu dem Verfasser wie zu seinen Freunden hingleiten; neu beginnt ferner eine umfassende Charakteristik des russischen Schriftstellers Michael Saltykow, entworfen von Theophil Wexold; durch sie fallen auf das russische Kulturleben interessante Schlaglichter. Einen gehaltreichen, überaus fesselnden Beitrag zur Religionsgeschichte bietet Hermann Oldenberg mit seinem Aufsatz: Die Religion d. s. Reda und der Buddhismus; bescheiden nennt der Verfasser seine Ausführungen „eine religionsgeschichtliche Studie“, in Wahrheit find sie das Resultat tiefgehender Studien. Sehr reichhaltig ist das Heft mit rein literarischen Artikeln ausgestattet. Paul Heyse veröffentlicht eine Reihe neuer Uebersetzungen aus der italienischen Volkspoesie; dem schweizerischen Dichter und treuen Mitarbeiter der Deutschen Rundschau Conrad Ferdinand Meyer wird zu seinem 70. Geburtstag ein Gruß der Verehrung und Dankbarkeit geweiht; dem heimgegangenen Anglisten Julius Junip widmet sein Nachfolger an der Berliner Universität Alois Brandl eine liebevolle Charakteristik. In der literarischen Rundschau endlich, die sich an eine politische Rundschau anschließt findet man die Neuigkeiten der letzten Wochen verzeichnet und hervorragende Naturerscheinungen in kurzen literarischen Notizen von bewährten Autoritäten besprochen; zu einem selbständigen Aufsatz ist eine literarische Kritik ausgewachsen, die Julius Lessing über ein die Silber- und Goldschmiedekunst Berlins behandelndes neues Werk von Friedrich Sarre abgibt.

— **Neumundachtzia** eroberte französische Fahnen wurden beim Einzuge in Berlin 1871 den Truppen vorangetragen. Der Führer der Fahnen-Kompagnie war der junge Kompagniechef Lieutenant von Ramdohr, dessen Heldenthaten in dem soeben erschienenen 10. Heft des reich illustrierten Prachtwerkes **Kriegserinnerungen: Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben** (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Berlin W., 15 Lieferungen à 50 Pf.) eingehend geschildert werden. Jede der kleinen Kriegsepisoden, die den Inhalt des schönen patriotischen Werkes bilden, ist ein Cabinetsstück an sich und fügt sich mit seinem Porträt und Textbildern zwanglos in das große Ruhmes-tauleau der deutschen Armee ein. Gerade das uns vorliegende 10. Heft ist besonders reich an Erzählungen von Heldenthaten aufopfernder Kameradschaft und Menschenliebe, die schwer Verwundete vor dem Verbluten, kampfunfähig Gewordene vor der Gefangenschaft rettet. Besonderer Fleiß ist auf die Schilderung gefahrvoller Patrouillenritte verwendet, in denen sich die Romantik des Krieges lebendigst verkörpert. Als farbiges Kunstblatt liegt dem Heft eine überaus lebendige Darstellung: das Vorgehen der Hauskaten bei Loigny von K. Knödel bei, während unter den übrigen Illustrationen besonders eine doppel-seitige Schilderung des letzten Angriffs der französischen Kavallerie bei Sedan hervorzuheben ist, der sich zwei vollstellige Darstellungen nächstlicher Gesichtsepisoden anreihen.

— **Malchow**. Oberfließischer Roman von Martin Bauer. 2 Bände. Preis geheftet Mk. 9. —; gebunden Mk. 11. — (Breslauer, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender.) Auch in diesem Roman Bauer's, der seinen Schauplatz in Oberischlesien hat, liegt der Schwerpunkt in der vortheilichen, mit feinstem Seelenkunde ausgeführten Zeichnung contrastirender Frauengestalten, in denen weibliche Eitelkeit und egoistischer Chacriz, stilles, sanftes Dulden, willenlose Abhängigkeit, verbitterte Resignation und jugendfrisch gemuthes Kämpfen um das Glück des Dersens zum Ausdruck kommen. Ausgezeichnet ist die Technik des Romans; vor Allem bemerkenswerth ist das Geschick, mit welchem der Verfasser die Lösung aller so verschiedenen Conflicte mit der einen Hauptkatastrophe zu verknüpfen verstanden hat.

Tausend Mark für die beste Volkserzählung. Der Ein-sendungsstermin für die vom Verlag des Lehrers Winkenden Boten ausgeschriebene Preisbewerbung ist mit 1. Oktober abgelaufen und es sind nicht weniger als 310 Erzählungen eingegangen. Nimmehr beginnt die keineswegs leichte Arbeit des Preisgerichts, welchem die Aufgabe zufällt, aus dem vielen Guten das Beste heraus-zuwählen und seinen Urtheilspruch auf 1. Januar f. J. zu fällen. Da nur eine Erzählung preisgekrönt werden kann, so hat sich die Verlags-handlung vorbehalten, weitere gediegene und für ihren volkshümlichen Kalender geeignete Beiträge um angemessenes Honorar zu erwerben.

Verantw. Redakteur: D. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.